

# MANUELA BINGGELI, 21, ANGEHENDE HEBAMME

Aufstehen tue ich zwischen sieben und elf Uhr. Ich brauche zuerst einen Kaffee, dann eine Dusche. Richtig in die Gänge komme ich allerdings erst gegen drei Uhr nachmittags. Seit ich mein Medizinstudium abgebrochen habe, bin ich zwar sehr frei, habe aber trotzdem immer einen vollen Terminkalender. Weil ich feststellen musste, dass für einen Arzt die Krankheitsbilder wichtiger sind als der Mensch selber, möchte ich mich nun an einer Fachhochschule zur Hebamme ausbilden lassen. Da wird eine ganzheitliche und persönliche Betreuung vorausgesetzt.

Einmal in der Woche gehe ich babysitten, ausserdem gebe ich Nothelferkurse bei einer Fahrschule und arbeite beim Schweizerischen Apothekerverband, wo ich Datenbanken für Medikamente erstelle. Nebenbei engagiere ich mich für das ABQ Schulprojekt Bern. Wir sind junge homo- und bisexuelle Menschen und machen Schulaufklärungen über sexuelle Orientierung. Jugendliche haben so die Gelegenheit, ihre Fragen direkt an uns zu richten und ihre Vorurteile zu überdenken. Die Schülerinnen und Schüler reagieren überrascht, wenn sie merken, dass wir ganz normale Menschen sind. Die Mädels sind verständnisvoller, trauen sich aber kaum, Fragen zu stellen. Die Jungs haben keinerlei Hemmungen. Sie wollen wissen, was zwei Frauen im Bett machen oder wie Analverkehr funktioniert. Während der Pubertät ist die Sexualität halt ein grosses Thema.

Mein eigenes Coming-out? Natürlich gab es nicht einen Tag, an dem ich aufgestanden bin und gedacht habe: «Scheisse, ich bin lesbisch.» Das war ein langer, langsamer Prozess. Mit neunzehn, als ich zum ersten Mal an die Gay Pride ging, hab ich mich spontan entschlossen, es meinen Eltern zu sagen. Ich bin zu meiner Mama ins Bett gekrochen und war ganz schön nervös, obwohl ich wusste, dass es kein Problem sein würde. Ich glaube, mein Vater ahnte es schon. Meine Mutter war etwas überrascht, weil ich davor ja auch Freunde mit nach Hause gebracht und sexuelle Kontakte mit Männern gehabt habe.

Heute darf es jeder wissen, und ich habe auch kein Problem, in der Öffentlichkeit eine Frau zu küssen. Natürlich kommen

da manchmal heftige Reaktionen, aber meine Güte, das könnte auch wegen etwas anderem sein. Es ist heute nicht mehr so ein Ding, lesbisch zu sein. Aber Diskriminierung gibt es weiterhin — etwa auf dem Land oder in religiösen Organisationen, die deine sexuelle Orientierung wegtherapieren wollen.

Zusammen mit zwei Freundinnen betreibe ich die Blogseite «lesbianchic.ch». Sie soll eine Plattform für Unterhaltung, Aufklärung und Diskussionen bieten. Wir wollen das stereotype Bild der ungeschminkten Kurzhaarlesbe mit Karohemd, Turnschuhen, Bier und Traktor aus der Welt schaffen. Ich hatte mich anfangs bei den sogenannten Femmes — auch Lipsticklesben genannt — eingereiht. Das sind die weiblich wirkenden Lesben. Aber eigentlich möchte ich mich nicht schubladiesieren lassen.

Die Frage nach Kindern ist für mich noch sehr weit weg, aber ausschliessen will ich nichts. Wenn der Moment kommt, wo ich gerne ein Kind hätte, dann bekomme ich auch eines. Natürlich braucht ein Kind männliche und weibliche Bezugspersonen, aber die müssen ja nicht unbedingt in einer Liebesbeziehung miteinander leben. Die Familienform muss nicht immer so traditionell sein. Es können zum Beispiel zwei Lesben zusammen mit einem Schwulenpaar oder einem Hetero-Mann ein Kind aufziehen.

Was das Nachtleben angeht, läuft in Bern, abgesehen vom Frauenraum in der Reithalle, nicht viel. Ich frage mich aber, ob es überhaupt sinnvoll ist, wenn man Homosexuelle und «Hetis» trennt. Die Idee wäre ja, dass es irgendwann auch neben- und miteinander klappt.

Wenn ich nach Hause komme, schlafen meine Eltern und meine Schwester meist schon. Eine feste Bettzeit habe ich nicht. Schlafen kann ich sowieso ohne Problem immer und überall.

NADJA HAUSER  
nadjahauser@yahoo.com  
Bild VERA HARTMANN  
verahartmann@mac.com (13 Photo)



Wegkommen vom «stereotypen Bild der ungeschminkten Kurzhaarlesbe mit Karohemd, Turnschuhen, Bier und Traktor»